

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 55 (1910)
Heft: 26

Anhang: Zur Praxis der Volksschule : Beilage zu Nr. 26 der „Schweizerischen Lehrerzeitung“, Juni 1910, Nr. 6
Autor: Geissbühler / Vomstein, E. / Nüesch, Th.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Praxis der Volksschule.

Beilage zu No. 26 der „Schweizerischen Lehrerzeitung“.

1910.

Juni

Nr 6.

Die Einführung in den schriftlichen Sprachgebrauch.

Lesen und Schreiben machen sich in der Volksschule als die allerwichtigsten Unterrichtstätigkeiten geltend. Einst waren sie die einzigen auf dem Unterrichtsprogramm; jetzt sind sie wenigstens diejenigen, mit denen sich alle Schüler ohne Ausnahme beschäftigen. Die Fähigkeit, lesen und schreiben zu können, stellt den untersten Grad geistiger Bildung dar, und wer dieser Fähigkeit mangelt, wird als Analphabet bezeichnet. Der Grad geistiger Kultur eines Volkes ist umgekehrt proportional der Zahl seiner Analphabeten. Was liegt deshalb näher, als im Schulunterricht Lesen und Schreiben gleich von Anfang an mit aller Intensität zu betreiben?

Ebenso selbstverständlich, wie die Notwendigkeit des Lesens und Schreibens, ist der Weg zur Erlernung dieser beiden Künste. Die erste Etappe bildet die Kenntnis der Buchstaben. Zwei Dutzend Schriftzeichen muss der Schüler richtig unterscheiden, belauten und graphisch darstellen können. Durch den Gebrauch von Majuskeln und Minuskeln, durch die Anwendung der Schreib- und der Druckschrift wird die Zahl der zu unterscheidenden Schriftzeichen vervierfacht. Wer die 100 Schnörkel einzeln auffassen will, muss eine Energie entwickeln, die einem 6—7 jährigen Kinde meist fehlt, und wer die Schriftzeichen wohl unterscheiden, belauten und darstellen kann, ist noch weit vom Lesen und Schreiben entfernt. Zum Lesen ist das zusammenziehende Belauten einer Buchstabenreihe, zum Schreiben die Analyse eines Wortes unbedingt notwendig. Diese Fähigkeiten bringen den Schüler dem Lesen und Schreiben nahe; durch sie kann das Kind ein geschriebenes Wort hörbar machen, also in ein gesprochenes verwandeln, und das gesprochene Wort graphisch darstellen. Lesen bedeutet aber ein Sammeln von Gedanken, lautes Lesen eine Äusserung dieser Gedanken im Tone des überzeugenden Sprechens. Das Schreiben ist die graphische Darstellung der eigenen Gedanken.

Der natürliche Gang in der Anwendung muss also ausgehen vom Gedanken. Seine Äusserung geschieht im Sprechen. Dann folgt die graphische Darstellung des Gedankens in der Schrift. Endlich folgt das Lesen des schriftlich fixierten Gedankens. Die natürliche Folge der sprachlichen Tätigkeiten ist — Sprechen, Schreiben, Lesen.

Im Bestreben, die Schüler auf dem kürzesten Wege in die Schrift einzuführen, hat die Schule Jahrhunderte hindurch mit dem Lesen den Anfang gemacht. Das Schreiben kam erst später hinzu, und des Sprechens hat man überhaupt nicht gedacht, oder man hat es als eine angeborene Fähigkeit angesehen und einer besonderen Pflege nicht notwendig erachtet. Bis vor einem Menschenalter bildete das Buchstabieren die Eingangspforte zum schriftlichen Sprachgebrauch. Der Schüler musste sich so lange mit toten Buchstaben und sinnlosen Buchstabenkomplexen abgeben, bis er nach Jahr und Tag an zufällig auswendig gelernten Wörtern und Sätzen die Technik des zusammenziehenden Belautens loskriegte. So gelangte er durch ein Hintertürchen zur Lesefertigkeit und nicht durch das Tor des Buchstabierens, welches der Unterricht ihm öffnete.

Durch die Verbindung von Schreiben und Lesen ist der Weg zur Kenntnis der Buchstaben und zum mechanischen Belauten einer Buchstabenreihe, wie das geschriebene Wort sie bietet, abgekürzt. Nach den gegenwärtigen Unterrichtsplänen wird diese Arbeit dem ersten Schuljahr zugewiesen. Normale Kinder vermögen bei einem freundlichen, die Schaffensfreudigkeit anregenden Unterricht das gegebene Ziel zu erreichen, trotzdem durch die Anwendung der Druckschrift und der Schreibschrift die Zahl der Schriftzeichen verdoppelt wird. Der Grund liegt darin, dass das Buchstabieren ausgeschaltet wird, und in der Verbindung von Lesen und Schreiben der Schüler Abwechslung in der eintönigen Arbeit, und reichere Übungsgelegenheit findet.

Aber allzuhäufig vorkommende mangelhafte Entwicklung

der Kinder, ungünstige Schulverhältnisse infolge grosser Schülerzahl oder Vereinigung verschiedener Altersklassen zu gleichzeitigem Unterricht, vielleicht auch Mangel an Lehrgeschick bei der unterrichtenden Lehrpersönlichkeit verhindern doch vielfach das Erreichen des festgesetzten Lehrzieles. Direkt am Unterricht Beteiligte und solche, die den ersten Sprachunterricht nur aus der Ferne beobachten, bezeichnen ihn als mühevoll, öde und langweilig. Zu seiner Entlastung hat man angefangen, sich auf die Schreibschrift zu beschränken. In dieser Einschränkung, die scheinbar eine Abrüstung darstellt, büssen die Schüler die beste Gelegenheit zum Lesenlernen ein. Die Druckschrift mit ihren leicht zu unterscheidenden Buchstaben und abgerundeten Wortbildern eignet sich zum Lesen weit besser als die Schreibschrift. Allerdings muss die Schreibschrift zur Geltung kommen überall da, wo die Vereinigung verschiedener Jahrgänge zu einer einzigen Klasse die schriftliche Betätigung der kleinen Rekruten gebieterisch verlangt. Die Schreiblehrfibel ist den schwächeren Schülern angepasst, durch Ausschluss der Druckschrift inhaltlich reduziert, in der wohlgemeinten Absicht, sie so zu gestalten, dass sie — durchgearbeitet werden können. Was ist die Folge? Schwache Schüler haben an der dürftigen Fibel zu viel und lernen nicht lesen. Begabtere finden darin zu wenig Nahrung. Wenn die Lehrerschaft nun noch im löblichen Eifer, die Fibel um jeden Preis durchzuarbeiten, die ganze Tätigkeit auf Lesen und Schreiben beschränkt, kommt die Pflege des Sprechens nicht zu ihrem Recht. Wenn der Schüler in der Arbeit eines Jahres auch zum mechanischen Lesen der Schreibschrift und zum Abschreiben derselben gelangt, steht der Erfolg in keinem Verhältnis zur verbrauchten Zeit. Der Acker ist wohl gepflügt worden; allein die Aussaat unterblieb. Begreiflich ist daher der Ruf nach Reformen des ersten Sprachunterrichts in dem Sinne, Lesen und Schreiben zu Gunsten des Sprechens und anderer, Auge und Hand bildender Tätigkeiten aufzuschieben, und erst im Laufe des ersten oder gar erst im zweiten Schuljahr auftreten zu lassen.

Der Vorschlag ist gut gemeint, jedoch in den meisten Schulverhältnissen einfach undurchführbar. Möglich wäre ein derartiges Vorgehen nur in Klassen, die ausschliesslich Schüler des ersten Schuljahres enthalten, und dann darf ihre Zahl nicht einmal gross sein. Zudem macht sich noch ein Umstand geltend. Viele Kinder wollen lesen. Diese zurückzuhalten im Hinblick auf ihre schwächeren Kameraden, wäre ein Unrecht. Es ist nicht zu vergessen, dass Kinder des nämlichen Jahrganges schon im 7. Altersjahre intellektuell ebenso weit von einander verschieden sind, wie 5, 10, 20 Jahre später. Sobald aber das Kind nicht seiner geistigen Kraft entsprechend betätigt ist, wird es entweder überfüttert oder es muss hungern, es leidet unter einer beängstigenden Treiberei oder unter Langeweile.

Ich habe in einer Klasse von 50 Schülern der beiden ersten Schuljahre ein Vierteljahrhundert hindurch Lesen und Schreiben nach der Normalwörtermethode gelehrt und, mit Ausnahme einiger notorisch schwach begabter Schüler, die Kleinen innert Jahresfrist jeweilen zum Lesen und Schreiben gebracht. Es liegt im Wesen dieser Methode, dem Lesen und Schreiben das Sprechen vorausgehen zu lassen, durch das im Schüler die schriftdeutschen Wortformen gepflanzt werden, sei es durch Übersetzen aus dem Dialekt oder durch direkte Namengebung. Allerdings wird durch Wahl und Anordnung der Normalwörter den Sprachübungen ein Zwang aufgelegt, der unangenehm empfunden wird. Aus diesem Grunde kam ich dazu, den Sprachunterricht nicht nach einer Fibel, sondern vollkommen frei zu gestalten. Aus einer die Schüler interessierenden Anschauungs- und Sprachübung liess ich ein Sprachganzes resultieren und verwendete dieses zum Schreiben und Lesen in der Art des von Jacotot begründeten analytischen Verfahrens. Der Erfolg war derart überraschend, dass ich das eingeschlagene Verfahren

weiter ausbildete. Es ist dergestalt ein „Schlüssel zum Lesen und Schreiben.“*)

An 10 Sprachganzen von je 3—4 Sätzen wird der Schüler in die geschriebene Sprache eingeführt. Ich verwendete die deutsche Kurrentschrift nur aus dem Grunde, weil sie die populäre Schreibschrift ist. Die Verwendung der Antiqua würde die Arbeit noch wesentlich erleichtern. Die 10 Sprachganzen resultieren aus Sprechübungen über Gegenstände und Erscheinungen aus Anschauungsgebieten, die dem Schüler nahe liegen, besucht oder durch Anschauungsbilder und „künstlerischen Wanderschmuck“ leicht in das Bewusstsein gerufen werden können. Die Sätze werden so gefasst, dass im ersten Stück nur einsilbige Wörter vorkommen, in den folgenden nach und nach Konsonanthäufungen auftreten, in allen 10 Nummern sämtliche Buchstaben und die Dehnungen und Schärfungen zur Auffassung gebracht werden können. Die Sätze werden inhaltlich klar aufgefasst und formell richtig und scharf artikuliert gesprochen, bis die Schüler sie geläufig auswendig können. Nun werden diese Sätze vor aller Augen angeschrieben. Da die Schüler vollkommen bewusst sind, was angeschrieben worden ist, sind auch alle imstande, die Schrift zu „lesen“, dabei jedes Wort zu zeigen und auf Verlangen ein bestimmtes Wort herauszugreifen. Die Vergleichung der Wörter unter sich führt zum Analysieren, wobei einzelne Buchstaben hervortreten, aufgefasst und geübt werden können. Nach Massgabe der gewonnenen Buchstaben werden neue Formen zusammengesetzt, hauptsächlich Substantive, die in ihrer schriftdeutschen Gestalt nicht sehr vom Dialekt abweichen und daher leicht verstanden werden. Analyse der Wörter und schriftliche Darstellung der Buchstaben werden noch wesentlich erleichtert durch den Gebrauch der römischen MAJUSKEL. Sukzessive wird von dieser Schrift zu andern Schriftarten übergegangen bis zu einer der Antiqua ähnlichen Fraktur: BBbBb. Nach 25 Wochen lesen die Kleinen die Schreibschrift, die Druckschrift Antiqua und Fraktur, und schreiben diese Druckschriften in deutscher Kurrentschrift ab.

Zu jeder der 10 Einheiten gehören: Ein Märchen und einige Gedichte und Lieder aus der Kinderliteratur. Diese Stoffe sind in Druckschrift in der Bibel enthalten. Gegen Ende des Schuljahres lesen die Schüler diese ihnen inhaltlich bekannten und lieb gewordenen Stoffe mit Vergnügen.

Das Schuljahr geniesst 630 Unterrichtsstunden, wovon 280 auf den Sprachunterricht entfallen. Die Kinder arbeiten mit Lust und dringen bald selbsttätig in die Lesekunst ein. Der Umstand, dass jede zu verarbeitende Einheit die Buchstabenformen der früheren Einheit auch enthält, bringt es mit sich, dass schwächere Schüler Lücken in der Auffassung ausfüllen können. Eine Einheit wird nicht so lange bearbeitet bis alle Schüler alles lesen können. Die Reichhaltigkeit des Stoffes bietet den geweckteren Köpfen Arbeit genug. Damit werden alle Schüler ihren Kräften entsprechend betätigt.

Geissbühler, Bern.

Über den Aufsatz

auf den untern Stufen der Primarschule.

Von E. Vomstein, Basel.

(Schluss.)

Der Aufsatz ist also eingeschrieben, und nun kommt der schrecklichste der Schrecken: die Korrektur. Über den Wert und die Notwendigkeit derselben gehen die Neuerer ganz auseinander. Von den Gegnern der Korrektur will ich Anthes reden lassen: „Durch das systematische Durchkorrigieren wird der Aufsatz überhaupt aus einer Übung zur Kontrollfalle. So wird er auch von den Schülern meist aufgefasst.“ Ich bin nicht so pessimistisch und glaube kaum, dass die rote Tinte meinen Schülern böse Träume verursacht; wir treiben's auch nicht so schlimm, wie Anthes schildert, sondern nehmen die Sache gemüthlicher: Wenn immer möglich, befindet sich während der Korrektur der Aufsätze der Autor an meiner Seite, indem die Klasse still beschäftigt ist. Er folgt schweigend meiner Durchsicht seines Werkes, und sobald ich ihm eine

Stelle unterstreiche, sucht er diese selbst in einer gesetzlichen Form zu berichtigen; gelingt ihm dies nicht, so befehle ich „Achtung“, worauf 40 Federn stocken, dagegen 80 Augen auf mich gerichtet sind. Ich lese den anstössigen Passus vor, zehn, zwanzig Hände fahren in die Höhe, und nach ein, zwei, drei Versuchen ist die Sache in Ordnung, die Schüler schreiben weiter. Es ist allerdings „Blut“ geflossen, allein der Knirps hat tapfer gekämpft: originell gedacht und ganz ordentliche Sätzchen fertig gebracht. Ich sage ihm das. — Eins, Schrift eins! — Er geht lachend an seinen Platz, und der Folgende tritt an. Die Zensur sei möglichst milde und richte sich mehr nach dem Stil, als nach der Orthographie. Eine Persönlichkeit in Zahlen zu bewerten, ist aber etwas sehr heikles, und G. Münch sagt: „Die Beurteilung des Stils in Aufsätzen, die unsere Jüngsten aus Eigenem schufen, ist etwas, was über unsere Kraft geht. Sie gehört ins schwierigste Gebiet der Kinderforschung; setzt Heimischsein im Erfahrungsbezirke des Kindes voraus, und rührt mit ihren Fragen ans Wurzelgeflecht der Kinderpersönlichkeit.“

Für mich ist die Korrektur sehr interessant, wenn auch anstrengend, und ich gehe immer mit einer ausgesprochenen Neugier an dieselbe; denn da habe ich schon Entdeckungen gemacht, die mein Urteil über einen Schüler in mancher Hinsicht änderten.

Korrektur muss sein, und wem die rote Tinte zu grell ist, der möge schwarze nehmen — das Bild wird dadurch nur noch etwas schrecklicher; denn „Blut“ werden schwache Seelen dennoch sehen — schwarzes Blut.

Wie es ohne Korrektur herauskäme? Vielleicht könnte ein durchgeführtes Experiment die ganze Schulmeisterei in Frage stellen. Wir brauchen uns aber noch nicht um ein anderes Metier umzusehen; denn hätte ein solcher Versuch auch nur das Geringste für sich, so wäre er schon längst gemacht worden. Auch die ganz Modernen lassen uns hier im Stich; einige anerkennen in dieser Frage den status quo, die anderen belehren uns mit Fragezeichen. Die Korrektur wird immer einigermaßen unsere Geissel bleiben, und wenn böse Mathematiker behaupten, dass wir 20 Prozent unseres Gehaltes in den Ferien verdienen, so wird dafür der Rest des Goldes durch die Korrektur sauer genug erworben.

Hier sei noch einiges über das „Äussere“ der schriftlichen Arbeiten angefügt. Die meisten Modernen sind in dieser Beziehung sehr weitherzig. Scharrelmann sagt: „Kein Mensch würde aus eigenem Antriebe heraus soviel Gewicht auf alles Äusserliche, wie Schrift, Orthographie und Grammatik legen, wenn ihm nicht. . von der Schule aus der richtige Blick verdröben worden wäre.“ Ob ich im praktischen Leben für mich Notizen mache, oder einem anderen einen Brief schreibe, so wird die saubere, regelmässige Schrift immer ein fließendes Lesen ermöglichen, und das rasche Erfassen des Gelesenen wesentlich beeinflussen. Das Gleiche gilt für Orthographie und Grammatik. Wir würden es jedenfalls kaum als Fortschritt betrachten, wenn wir in Zukunft bei Empfang eines Briefes jedesmal die Schreibweise des Absenders zu studieren hätten, besonders wenn der Brief noch schlecht geschrieben wäre. Hier müssen also allgemein geltende Formen und Regeln beachtet werden; denn Schrift, Orthographie und Grammatik sind keine Liebhaberei der Schule, sondern Forderungen des praktischen Lebens. Gerade der Erwachsene ist bestrebt, seine Schrift zu verbessern, und er weiss denen wenig Dank, die ihn in der Jugend nicht energisch genug geleitet haben.

Die allzu Scharfen der Modernen sind übrigens schon von allen Seiten und in den verschiedensten Tonarten auf ein erträgliches Mass heruntergestimmt worden. Die Ausführungen von Spichalsky in der „Deutschen Schule“ dürften manchem zusagen, der sonst mit einer gewissen Gänsehaut den Kletterpartien dieser Hochtouristen zusieht. Hochlandluft soll uns umwehen; aber auf Pfaden, wo man noch sicheren Fusses schreiten kann; Freiheit müssen wir haben, jedoch im Rahmen des Gesetzes.

Trotz aller Übertreibungen wollen wir den Stürmern dankbar sein; denn gerade weil sie über die Schnur hauen, treffen sie Schläfer und Pedanten in die Nase. Ihre Waffen blitzen, aber deren Verwundungen wirken bei sonst gesunden Menschen wie Schnitte in Eiterbeulen: man spürt Erleichterung und geht

mit neuer Lust an die Arbeit. Es bleibt sich gleich, von welchem man getroffen wird; es hat jeder seinen eigenen sichern Hieb, und es ist schon oft vorgekommen, dass dieser so sicher traf, dass der Getroffene bald zum neuen, hitzigen Kämpfer wurde und für seine Degenspitze wieder besondere Ziele erkor.

Ein solcher Fechter ist Georg Münch; „*Rund ums rote Tintenfass*“ steht auf seiner Klinge, und er nennt uns seine Waffenbrüder: „Und so rate ich denn, zwanzig bis vierzig Mark aufzuwenden und die Stilistiken von Anthes, Otto Ernst, Gansberg, Gurlitt, Key, Kerschensteiner, Linde, Scharrelmann, Seyfert und Tews zu erwerben. Jedermann wird jetzt noch persönlich an zehn andere denken, die er gleich oder höher schätzt; zwischen Tolstoi und Nietzsche gibt es ja der Eigenen genug. Aber jetzt nicht gefeilscht und nicht einen gegen den andern ausgespielt, sondern ihre Stilistiken gekauft! — Nun haben die genannten zehn leider keine Stilistiken geschrieben! Schadet nichts. Man kaufe sich trotzdem irgendwelche Bücher oder Programmschriften dieser Zehn. Und wenn kein Wort über Stil und Aufsätze darin stünde: man lese nur! Wer je ein paar Seiten dieser Bücher recht bedächtig übersann, der hat alles, was ihm über seinen Aufsatzunterricht zu sagen ist.“ G. Münch schickt uns aber nicht nur zu den Büchern, sondern auch ins Leben: zu unsern Kollegen, und weist hier auf einen wunden Punkt, an dessen Heilung besonders junge Lehrer ein grosses Interesse hätten. Er bedauert es, dass dem Lehrer vielmehr wenig oder gar keine Gelegenheit geboten wird, dem Unterrichte seiner Kollegen beizuwohnen: „Andere sind besser daran. Der Jurist wohnt Gerichtsverhandlungen bei, um Kollegenart zu studieren. Den Arzt entehrt es nicht, wenn er den Schwerkranken dem Berufsgenossen in Pflege gibt und fragt und lernt. Der Künstler stellt sein Werk aus und ruft Künstler zur Kritik. Und so wachsen sie alle am andern, finden am Kollegen Sporn und Zügel. Wir aber sitzen Jahr für Jahr einsam am Katheder, und wenn's geklingelt hat, darf sich in unserer Werkstube kein Kollege mehr ertappen lassen . . .!“

Jeder, der es ernst meint, muss den Aufsatz als ein Kunstwerk auffassen; Kunst kann sich aber nur in Freiheit voll entfalten, und es kommt nun die „Aufsatzkunde“ mit dem Stundenplan in Konflikt. „Kunst aber — und Stundenplan! Im Stundengebimmel lassen sich diese grossen, ernstesten Angelegenheiten der Erziehung und des Unterrichts nicht erledigen; im Stundenplanticketack verknöchern wir mit Notwendigkeit zu Schulmeistern. . . . Wenn aber die Schuluhr bis sechzig gezählt hat, ist kein „Aufsatz“ und keine „Stilarbeit“ oder sonst irgendwas fertig.“ Münch hat hier entschieden recht. Beim freien Aufsatz ist es wirklich eine Notwendigkeit, dass die Arbeit in einem Zuge fertig geschrieben werde. Fast keiner meiner Schüler verlangt, in die Pause zu gehen, wenn er am Aufsatzschreiben ist, und ich gebe ihnen dann auch die Erlaubnis, im Zimmer zu bleiben; wenn nötig, wird die Arbeit in der folgenden Stunde beendet. Einsichtige Behörden werden gegen eine solche Verletzung des Stundenplanes kaum etwas einzuwenden haben.

Ich habe zum Schlusse absichtlich einem Radikalen das Wort gelassen mit dem Zwecke, auf diese Literatur aufmerksam zu machen oder sie wieder in Erinnerung zu bringen. Es flammt ja bei diesen Geistern manchmal grell auf, allein an der tieferen Glut kann man sein Herz erwärmen zu eigenem Glück und zur Freude der Kleinen. Der freie Aufsatz wird Sonnenschein in die Schule tragen und Kindern und Lehrern heitere Tage bereiten.

Nach meinen Ausführungen würden sich also für den Aufsatzunterricht in der Primarschule folgende Forderungen ergeben:

Von der ersten Klasse an ist im Anschauungsunterricht das Beobachtungsvermögen zu schärfen und ein reicher Wortschatz zu sammeln. Die Kinder sollen möglichst zum Sprechen angehalten werden. In der ersten Klasse soll der Dialekt vorherrschen, denn die Schriftsprache verschüchtert die Kinder. In der zweiten Klasse werden die Kinder angehalten, sich schriftdeutsch auszudrücken. Von der dritten Klasse an ist das Schriftdeutsche die ausschliessliche Unterrichtssprache; es werden schriftliche Übertragungen aus dem Dialekt ins Schrift-

deutsche angefertigt. Häufig vorkommende Fremdwörter sind schon frühe zu behandeln. Auf allen Stufen soll reichlich erzählt und vorgelesen werden, sowohl vom Lehrer als vom Schüler.

Die Orthographie soll ebenso sehr durch das Ohr als durch das Auge vermittelt werden. Abschriften sind auf Vorübungen zu beschränken; die schriftlichen Arbeiten in den Heften seien Niederschriften, Diktate oder freie Übungen und Aufsätze.

Der Trieb zum schriftlichen Ausdruck ist schon in der ersten Klasse zu berücksichtigen und zu fördern.

Bei schriftlichen Übungen über behandelte Wortarten usw. ist den Kindern möglichst frühzeitig Freiheit zu gewähren. Quantitativ und Qualitativ ist nicht von allen Kindern das Gleiche zu verlangen.

Von der zweiten Klasse an werden passende Mitteilungen der Kinder über Tagesereignisse unmittelbar im Unterricht verwertet und geben Stoff zu Aufsätzen. Schon in der zweiten Klasse soll der einzelne Schüler Persönliches einflechten.

In der dritten Klasse beginnt der eigentliche freie Aufsatz, in welchem die Form dem Schüler überlassen wird. Die Stoffe werden vorzüglich aus dem Anschauungs- und Erfahrungskreise der Kinder geschöpft und berücksichtigen namentlich das Gemütsleben; die Realien sind nicht zu vernachlässigen, jedoch soll das Kind auch zu ihnen womöglich in ein persönliches Verhältnis gebracht werden.

In der dritten Klasse geht dem Aufsatz in der Regel eine Besprechung voraus, deren wesentliche Aufgabe es ist, die Kinder für das gegebene Thema zu gewinnen. Die Orthographievorbereitung sei möglichst kurz. Der Aufsatz kann auf der Schiefertafel entworfen und vom Lehrer rasch durchgesehen werden; dies namentlich bei schwächeren Schülern. Die Eintragung ins „Reinheft“ geschieht ohne Hülsmittel; eventuell können schwierigere Wörter und Ausdrücke zusammenhanglos auf der Wandtafel stehen bleiben.

In der vierten Klasse wird in ähnlicher Weise fortgefahren. Nach und nach fällt jedoch jede Hülfe auf der Wandtafel weg und der vollständig freie Aufsatz wird Regel.

Auf allen vier Stufen stehen der Sach- und Leseunterricht im Dienste des Aufsatzes. Im Leseunterricht werden neue Ausdrücke und Wendungen gewonnen, sowie durch Wiedererzählen des Gelesenen der mündliche Ausdruck gepflegt.

Die Korrektur sei nachsichtig und bei der Zensur soll der Stil ebenso sehr als Orthographie und Grammatik in Betracht fallen. Fehlerhaftes wird möglichst durch die Klasse berichtigt. Dialekt und Fremdwörter sollen auch in schriftlichen Arbeiten zu ihrem Rechte kommen.

Zusammenstellung der in einem Schuljahre ausgeführten Aufsätze mit Angabe der Behandlung.

3. Klasse.

1. Der Frühling: auswendig nach Wandtafel.
2. Auf dem Hörnli (Spazierg.): auswendig nach Wandtafel.
3. Das Maiblümchen: auswendig nach Lesebuch.
4. Der faule Hans: frei nach Lesebuch (Poesie).
5. Der zornige Knabe: frei nach Lesebuch.
6. Vom Distelfink: frei nach Lesebuch.
7. Der Knabe und die Ziege: frei nach Wandtafelzeichnung.
8. Aus meiner Ferienzeit: frei.
9. Beim Baden: frei nach Besprechung.
10. Über irgend einen Unfall: frei (schwere Verletzung eines Schülers gibt Anlass).
11. Zeppelin in Basel: frei.
12. Freies Thema über einen Schulspaziergang.
13. Ein schöner (trauriger) Tag (Erinnerungen): frei.
14. Von der Messe (Jahrmarkt): frei.
15. Was ich gestern getrieben habe: frei.
16. Über die Steinkohle, resp. das Bergwerk: frei nach Besprechung und Lesebuch.
17. Brief an einen früheren Kameraden in Brasilien: frei.
18. Weihnachten: frei.
19. Bär oder Wolf: frei nach Besprechung und Lesebuch.
20. Unser Schulhaus: frei nach Besprechung.
21. Fastnacht: frei.
22. Freies Thema über den Ofen oder den Tisch.

4. Klasse.

1. Der Löwenzahn: frei nach Besprechung.
2. Wie es Frühling geworden ist: frei nach Besprechung und Stichwörtern.
3. Etwas aus der Heimatkunde: frei nach Besprechung und Wandtafelzeichnung.
4. Die Erdbeerpflanze: frei nach Besprechung, Objekt u. Bild.
5. Des treuen Hundes Tod: frei nach Erzählung.
6. Die Kartoffel nach Stichwörtern.
7. Der übermütige Junker: frei nach Lesebuch.
8. Die klugen Ameisen: frei nach Lesebuch.
9. Brief an einen abwesenden Schüler: frei nach Bespr.
10. Der fleissige Knabe: frei nach Lesebuch (Poesie).
11. Etwas von der Messe (Jahrmart): frei.
12. Was ich am Morgen treibe: frei.
13. Karl der Grosse: frei nach Lesebuch und Besprechung.
14. Unsere Landkarte: nach Wandtafelzeichn., Stichwörtern oder frei.
15. Der Graf und der Gerber: frei nach Lesebuch (Poesie).
16. Das Erdbeben in Messina: frei.
17. Vater Pestalozzi: frei.
18. Auf der Eisbahn: frei.
19. Räumungsversuche: frei oder nach Stichwörtern.
20. In der Turnstunde: frei.
21. Freies Thema über einen Schulspaziergang.
22. Über eine beliebige Schulstunde („Meine liebste Schulstunde“) frei.

Der Kuckuck.

Eine Tierbetrachtung von Th. Nüesch, Bettingen-Basel.

Der Kuckuck ist sicherlich der volkstümlichste Vogel in unserer Gegend; denn immer und immer wieder wird sein Name genannt in Sprichwörtern, Redensarten, Rätseln, Liedern usw. Welche habt Ihr schon gehört? Das soll doch der K. holen! — Geh zum K.! — Es sagt dir kein K. Dank dafür! — Das glaubt kein K.! Rätsel: 1. Ei sagt mir doch den Vogel an, der seinen Namen rufen kann! 2. Ruft der K. „im Frühling“ oder „im Herbst“? (Keines von beiden, er ruft „Kuckuck“.)

Wenn bei uns die ersten Kuckucksrufe sich hören lassen, öffnen die Leute schnell ihre Geldbeutel; befindet sich ordentlich Geld darin, so wird das ganze Jahr daran kein Mangel sein. — Im „geheilten Patient“ schreibt der Arzt dem Patienten: Wenn Ihr meinem Rate nicht folgt, werdet Ihr im Frühjahr den Kuckuck nicht schreien hören.

Da fragen wir uns unwillkürlich: Warum ist denn der K. so beliebt? Warum haben wir allgemein die Vögel so gerne? (Wegen des schönen Gesanges.) Ist dies beim K. auch der Fall? Nein, denn sein Gesang ist sehr eintönig; er weiss immer nur seinen eigenen Namen zu rufen. Doch tut dies nur das Männchen, während das Weibchen ein viel leiseres „Kiwiwi“ hören lässt. Es muss also noch ein anderer Grund für die Beliebtheit des K. vorhanden sein. Ist es vielleicht sein Gefieder? Können sich die Leute kaum satt sehen an seinem prächtigen Federkleide? Schaut einmal dieses ausgestopfte Tier an! Was sagt Ihr dazu? (Sein Gefieder ist nicht besonders schön, vor allem nicht auffällig. Was Schönheit betrifft, steht er vor der Mehrzahl der Vögel zurück.) Seine Popularität hat er also einem ganz andern Umstande zu verdanken: Er ist ein Frühlingsbote, der, wenn der Winter der milden Witterung weichen muss, von seinem Winteraufenthalte in wärmeren Ländern zu uns zurückkehrt. Dann ist die Zeit wieder da, nach der Gesunde und Kranke sich sehnten; denn wenn der Winter auch Freuden bringt, die wir nur schwer missen könnten, so bewegt es uns doch gar wundersam, wenn die ersten Frühlingslüfte über das Land streichen. Wenn ein lieber Gast uns besucht, so sind bekanntlich auch diejenigen herzlich willkommen, die ihn begleitet haben, selbst dann, wenn sie uns sonst ganz gleichgültig wären. So geht es auch unserem K. Im Grunde genommen, ist er eigentlich ein ganz unsympathischer Kerl, weil er aber gleichsam in Gesellschaft des Frühlings zu uns kommt, ist er uns lieb und wert. Die

grosse Zuneigung gilt also eigentlich nicht ihm, sondern dem Frühling; mit ihm wird er deshalb in so vielen Liedern in Verbindung gebracht.

„Kuckuck, Kuckuck! rufts aus dem Wald.
Lasset uns singen, tanzen und springen,
Frühling, Frühling wird es nun bald.“

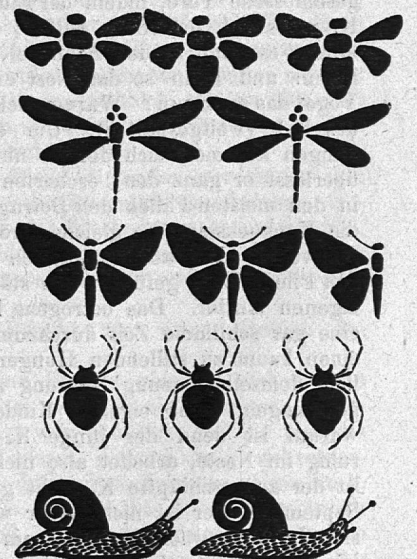
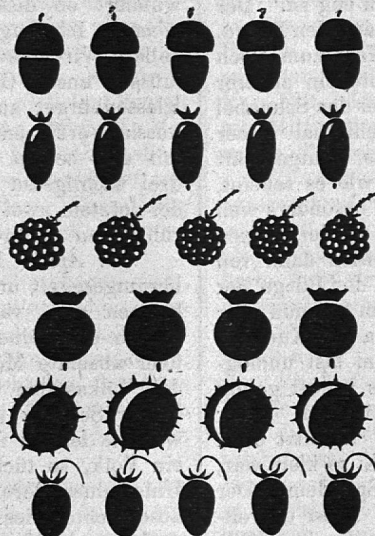
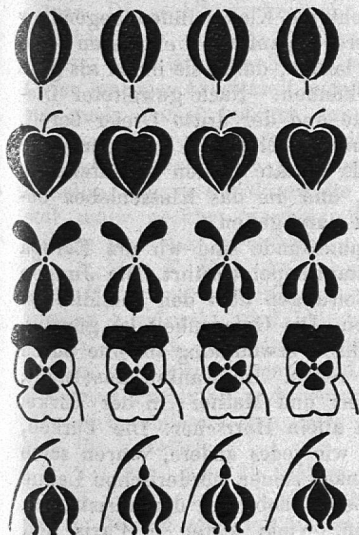
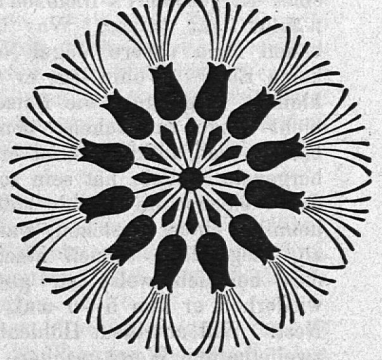
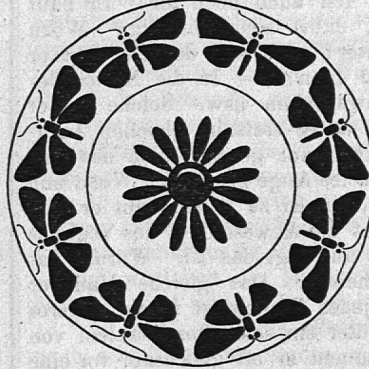
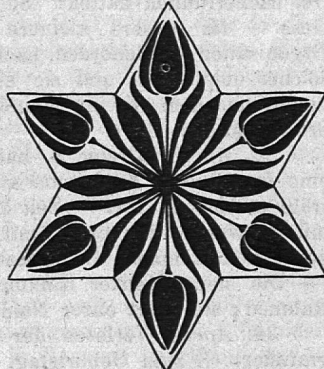
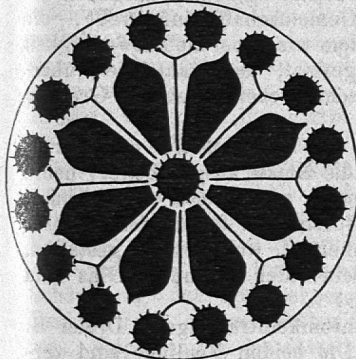
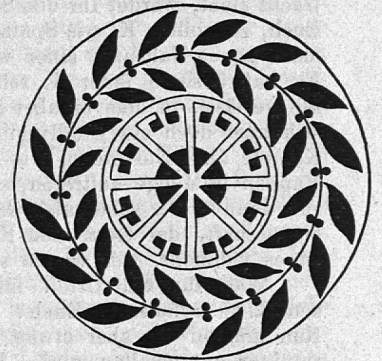
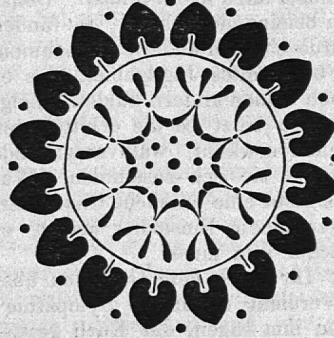
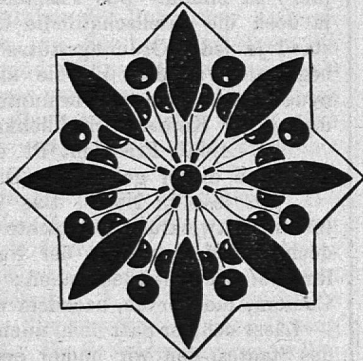
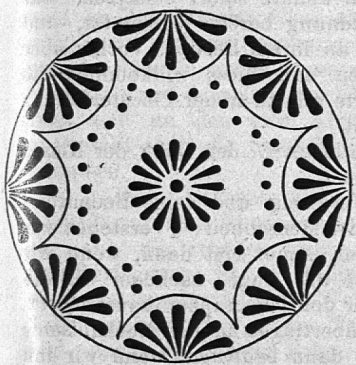
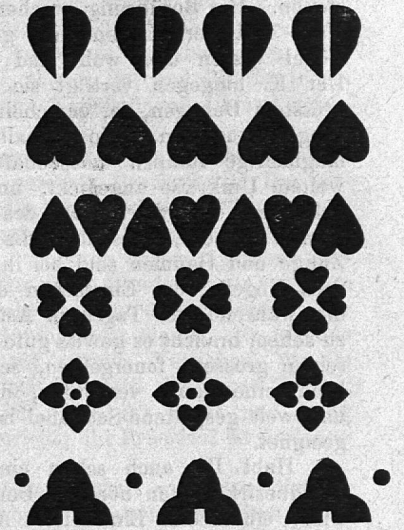
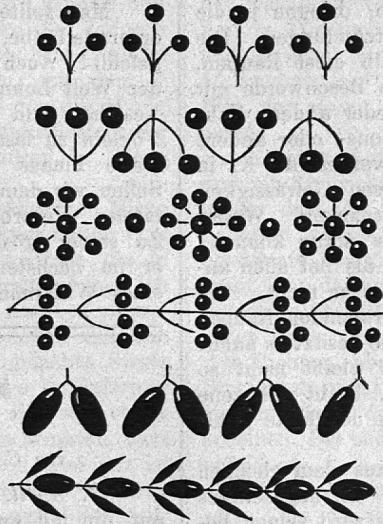
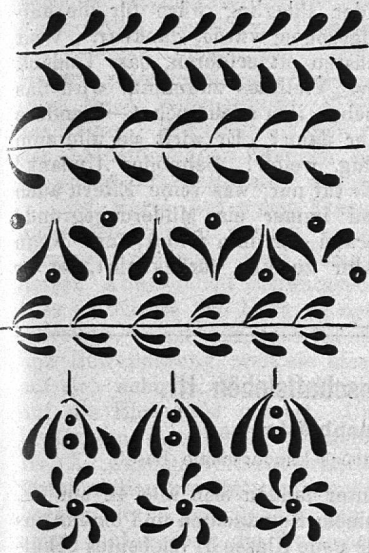
Nun ist aber der K. nicht der einzige Zugvogel unserer Gegend; eine ganze Menge anderer suchen uns ebenfalls im Frühling wieder auf (welche?), und doch geniessen sie nicht die gleiche Sympathie wie der K. Woher mag das wohl kommen? Ich will Euch helfen: An welchem Tage sind dieses Jahr die Störche in Riechen wieder zurückgekehrt? (4. März.) Hatten wir da warmes Frühlingswetter? (Es war noch recht winterlich, weshalb man mit den armen Vögeln recht Mitleid hatte.) So geht es gar oft auch den andern Zugvögeln: sie erscheinen zu früh! Der K. aber setzt seine Abreise auf ein späteres Datum fest; denn er will sicher sein, bei seiner Ankunft bereits Insektenleben anzutreffen, und tut gewiss wohl daran. Er ist der Nachzügler unter den Zugvögeln; wenn deshalb sein Ruf aus dem Walde erklingt, kann man ziemlich sicher sein, dass der Winter seine Koffer gepackt hat und sich auf der Nordlandsreise befindet.

Der K. ist ein Zugvogel. Dies lässt uns einen sichern Schluss auf seine Nahrung ziehen. Eine so mühsame, vielen Gefahren ausgesetzte Reise (wie so?) unternimmt kein Vogel ohne Zwang; da wird ein gebieterisches „müssen“ dahinter stecken. Offenbar ist er kein Körnerfresser; wie so nicht? (sonst könnte er sich bei uns im Winter eben so gut durchschlagen als die Spatzen). Er ist eben ein Insektenfresser, und einem solchen steht im Winter das Tischlein leer da. Aber wäre vielleicht nicht irgendeine Möglichkeit vorhanden, dass er die beschwerliche Reise nicht antreten müsste? Könnte er Nahrungsvorräte sammeln? Warum nicht? Wir sehen also, dass ihm gar nichts anderes übrig bleibt, als uns vor Eintritt des Winters zu verlassen: Der K. ist ein Zugvogel, weil er ein solcher sein muss.

Der K. ist sehr gefräßig, er braucht viel Nahrung, um sich zu sättigen. Ein Naturforscher hatte einen jungen K., dem er an einem Tage folgendes gab: 38 grüne Heuschrecken, 13 junge Eidechsen, 55 Mehlwürmer, 22 Grillen, 9 Kreuzspinnen, 13 Puppen vom Kohlweissling nebst eine Menge Ameiseneier.

Nun ist diese Gefräßigkeit sicherlich keine blosser üble Gewohnheit, offenbar ist irgendein tieferer Grund dafür vorhanden. Welche Menschen müssen am meisten essen? Die, welche schwere körperliche Arbeiten zu verrichten haben, wie Steinhauer, Schmiede, Zimmerleute, Drescher (er ist wie ein Drescher). Durch Arbeit wird nämlich Kraft verbraucht, die wieder ersetzt werden muss, und dies geschieht durch die Nahrung. Genau so ist es beim K. Was für grosse Arbeit aber verrichtet er denn? Dies ist in erster Linie sein beständiges Rufen. Wir hören den K. ganz gut vom „Buchholz“ herunter. Nun gehe einmal einer von Euch Buben dort hinauf und rufe so laut, dass wir ihn hier eben so gut hören, als den K., und er wird finden, dass er sich ordentlich anstrengen muss. Nun bedenke man erstens, wie klein und schwächling ein solcher Vogel im Vergleich mit 12jährigen Buben ist, zweitens dass er den lauten Ruf wohl 1000 mal täglich wiederholt; dann wird man einen Begriff davon haben, welche grosse Arbeit er zu leisten hat. Dazu kommt erst noch der Umstand, dass er sehr lebhaft ist, bald auf diesen Baum fliegt, bald auf jenen, und sich nirgends lange aufhält. Auch dadurch verbraucht er viel Kraft, zumal er ja die Grösse einer Taube hat. Seine Gefräßigkeit ist uns somit erklärlich.

Weil der K. allerlei, dem Menschen schädliches Ungeziefer in grosser Menge vertilgt, ist er beim Förster und Landwirt gut angeschrieben. Wir haben aber eine ganze Menge Insektenvertilger unter unsern Vögeln (welche?). Was uns nun den K. ganz besonders wertvoll macht, ist der Umstand, dass er sehr schädliche Raupen vertilgt, die kein anderer Vogel berührt. Hier seht Ihr Raupen und Schmetterlinge des Prozessionsspinners. Während der Schmetterling an und für sich ein harmloses Geschöpf ist, kann die Raupe da, wo sie massenhaft auftritt, ganze Wälder vernichten. Feinde hat sie unter den Vögeln beinahe keine, denn, wie Ihr hier seht, besitzt sie lange Haare, die hohl sind und mit Giftdrüsen in Verbindung



Reproduktion: 3 : 1.

stehen. Bei Berührung brechen sie leicht ab, dringen in die Haut und verursachen dort gefährliche Entzündungen. Die Vögel wissen dies wohl und meiden deshalb diese Raupen. Der K. hingegen vertilgt sie ohne jegliche Beschwerde mit grösstem Behagen, ja, er scheint sie sogar jeder andern Nahrung vorzuziehen. Wo deshalb die Prozessions- oder andere langhaarige Raupen massenhaft auftreten, werden die K. in weitem Umkreise angelockt, und ihrer grossen Gefrässigkeit haben wir dann die Rettung des Waldes zu verdanken. Woher kommt es aber, dass ihm die Haare nichts antun können? Zunge und Gaumen sind bei ihm viel härter als bei allen andern Vögeln: das Einstechen der Haare spürt er nicht. Um die während des Tages in Astgabeln usw. ruhenden Raupen zu sehen, braucht es gewiss gute Augen. Diese besitzt er auch: seinen grossen, feuergelben, scharfen Augen bleibt nicht so leicht eine Raupe verborgen, und der lange, leicht gebogene und weit gespaltene Schnabel ist zum Erfassen der Beute wohlgeeignet.

Habt Ihr auch schon eine Schar K. aus dem gleichen Waldbezirke rufen hören? Der K. ist eben ein ungeselliges Tier: ein rechter Einsiedler. Aber auch dies wird seinen bestimmten Grund haben. Wenn Ihr seine Gefrässigkeit in Betracht zieht, werdet Ihr den Schlüssel dazu leicht finden. Denkt Euch, es wollten K. wie Spatzen beieinander leben! Sie fänden nicht genug Nahrung, einer würde sie dem andern wegnehmen. Es hat deshalb jeder K. sein bestimmtes Jagdgebiet, das er nie verlässt, in dem er aber auch keinen andern duldet. Zeigt sich aber doch ein Eindringling, so setzt es die erbittertsten Kämpfe ab. Nur wenn, wie schon erwähnt, waldverderbende Raupen in Menge auftreten, scharen sie sich zusammen. Warum dann? Wir sehen also, dass nicht eine hässliche Charaktereigenschaft, der Geiz, den K. zu einem Einsiedler macht, er ist es vielmehr, weil er ein solcher sein muss.

Was für ein Urteil fällt Ihr nach dem Gesagten über den K.? Gefällt er Euch? Verdient er unsere Sympathie? Nun müssen wir aber etwas von ihm sagen, das Euch gewiss weniger gut gefallen wird. Wer von Euch hat schon das Nest eines K. gesehen? Niemand? Ich auch noch nie! Er baut nämlich gar keines. Was ist dabei sehr auffällig? Wozu bauen denn unsere Vögel Nester? Ja, und der K., legt er keine Eier? Wohin legt er sie denn? — In die Nester der kleinen Singvögel, wie Rotschwänzchen usw. Solche hat er nicht lange zu suchen; denn da er stets im gleichen Jagdbezirke sich aufhält, kennt er ihn ganz genau; auch das verborgenste Nestlein hat sein scharfes Auge gesehen. Wenn nun das Weibchen im Begriffe steht, ein Ei zu legen, naht er sich heimlich einem Nestchen, wartet die Abwesenheit des Vögleins ab, fliegt dann schnell hinein und legt das Ei. Warum hat dies heimlicherweise zu geschehen? Das gleiche Manöver wiederholt er nun 5—6 mal; jedes Ei gelangt in ein anderes Nest. Will er einem Höhlenbrüter ein solch Geschenklein von zweifelhaftem Werte machen, kommt er oft gleichsam vor eine geschlossene Türe, indem der Eingang für ihn zu eng ist. Der K. weiss sich jedoch zu helfen; er legt das Ei auf den Boden, nimmt es dann in den Schnabel, streckt den Kopf zum Loch hinein und kann so das Nest erreichen. Könnte ein anderer Vogel das auch tun? Warum nicht? Wie ist aber der Schnabel des K.? (weitgespalten). Um das weitere Schicksal seiner Jungen kümmert sich der K. nicht weiter. Das Brutgeschäft überlässt er ganz den bescherten Vögeln, die, wie es scheint, in den meisten Fällen den Betrug nicht merken, besonders weil die Kuckuckseier die gleiche Grösse haben wie die der kleinen Singvögel. Die ausgeschlüpften kleinen K. werden dann von den Pflegeeltern gefüttert, als ständen sie unter der Pflege der eigenen Mutter. Das betrogene Pflegemütterchen hat nun aber eine gar schlimme Zeit durchzumachen, denn da der Kuckuck einen kaum zu stillenden Hunger hat, ist es ihm fast unmöglich, demselben genug Nahrung zu bringen. Es ist oft genug gezwungen, seine eigenen Kinder zu vernachlässigen. Aber warum ist denn der junge K. so gefrässig? Er sitzt doch ruhig im Neste, arbeitet also nicht? Weil das Ei so klein war, ist der ausgeschlüpfte K. nicht grösser als ein Spätzlein. Der September aber ist nicht mehr weit, und dann muss er vollständig ausgewachsen sein, um die weite Reise antreten zu können; da heisst's sich sputen und tüchtig essen!

Man sollte nun meinen, der Pflegling wäre für die aufopfernde Liebe, mit der er aufgezogen wurde, dankbar. Weit gefehlt! Auch die Vögelin müssen oft erfahren, dass Undank der Welt Lohn ist. Wenn der Vielfrass zunimmt, wird das Nestchen bald zu klein, um neben ihm auch noch 4—5 andere Vögelin zu fassen. Was tut er dann? Er wirft sie alle zum Neste hinaus und frisst ruhig weiter! Schnöder Undank! Sollen wir dem K. zürnen? Er tut nur, was seine Eltern auch taten. Vererbte Anlagen sind immer ein Milderungsgrund! Zu seiner grossen Reise wünschen wir ihm Glück, und wenn er im nächsten Frühjahr wieder zu uns zurückkehrt, ist er eines Willkommens sicher.

Klassengemeinschaftsleben III.

Tagebuchblätter

von C. Burkhardt, Knabensekundarschule Basel.

19. April. Froh und munter fanden sich alle 42 aus 2K ein, um mit zwei Neulingen (einem Remanenten und einem aus der Waadt Zurückgekehrten) die neue Klasse 3i (siebentes Schuljahr) zu bilden. Das Fachleben konnte sofort einsetzen, war ja doch die gesellschaftliche Ordnung bereits festgesetzt, und stand ja jede „Ordnungsstütze“ an ihrem Posten! Vorher aber begrüßte Präsident Pl. die alten und hiess willkommen die neuen Kameraden und ermunterte alle zu treuer Pflichterfüllung und guter Kameradschaftlichkeit.

21. April. Präsident Pl. entbietet L. den Dank der Klasse für einen dieser geleisteten Dienst.

Ich lese in Noiré, Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit: „Verstehen wir doch den Mechanismus der Natur immer erst dann, wenn wir ihn frei nacherfunden haben; so das Auge, nachdem wir die Camera, die Nerven, nachdem wir den Telegraphen konstruiert.“ — Lässt sich der Satz nicht auch übertragen auf den Mechanismus des Staates, den wir immer erst dann begriffen, wenn wir ihn frei nacherfunden hätten? So die Staatsgesetze, nachdem wir Gesetze für unsere kleinere Gemeinschaft aufgestellt, die Organisation der Behörden, nachdem wir selber die Notwendigkeit solcher empfunden und sie eingesetzt, das Staatsleben überhaupt, nachdem wir ein Gemeinschaftsleben in engeren Grenzen erlebt hätten?

22. April. Dreier B. hat, von seiner Mutter unterstützt, eine französische Ansprache an die Klasse ausgearbeitet; heute trägt er sie frei vor. — Seit Montag mühen sich die Wochner, mit Schwamm und Seife, mit Bürste und Bodenwischse unser neues Schulzimmer, die Klassenheimat, wohnlich zu gestalten. — Die neue Meister Hämmerlein-Tafel ist unter Glas und Rahmen; sie harret eurer Namen!

24. April. Verlesen der Chronikeintragungen. Dreier B. gratuliert G. zum Geburtstag. Die beiden Neulinge sind verwundert ob diesen und ähnlichen Äusserungen des Klassenlebens. Ich frage, welche Pflicht die Klasse ihnen gegenüber habe. Wir müssen sie in unsere Organisation einführen; sie müssen unsere Gesetze kennen lernen, damit sie ihnen als gute Klassenbürger auch gehorchen können. Nach gewalteter Diskussion erklären sich der zweite und der dritte Dreier bereit, mit den beiden Kameraden, heute Nachmittag anfangend, die drei wichtigsten Gesetze, die als Diktate in den Aufsatzheften der letzten zwei Jahre stehen, und die das Klassenleben berührenden dortigen Aufsätze zu durchgehen.

25. April. In der Geographiestunde sind wir um Europa herumgesehelt und haben Konstantinopel berührt. Die Jungen kramen aus, was sie in den Zeitungen über den hamidischen Putsch und seine Folgen gelesen. Die Gelegenheit ist günstig, über absolute Monarchie und ihre Verwandlung in eine durch den Volkswillen beschränkte zu reden. Im Kanton Baselstadt, in der Schweiz ist das Volk Herr und Meister; in der Türkei war bis letzten Juli der Sultan allein Herrscher. Die Türken, ein Volk, so tüchtig und brav, wie jedes andere, waren seine Untertanen, deren er tausende nach seiner mörderischen Laune abschlachten liess. Wem sein Leben lieb war, der musste sich ducken oder das Land verlassen. Viele lebten in Paris und Genf, und, entzückt von der dortigen Freiheit, suchten sie solche

auch in ihrem Vaterlande einzuführen. Komite „Einheit und Fortschritt“, Jungtürken. Gewinnung der Offiziere und dadurch des Heeres. Julirevolution ohne einen Tropfen Blut. Abdul Hamid gezwungen, ein Parlament einzuberufen, mit dem er seine Macht teilen musste. (Treffliches Beispiel für die Macht des Heeres.) Vor einigen Tagen versuchte er mittelst Bestechung der nächstliegenden Truppen eine Gegenrevolution in Szene zu setzen, scheiterte aber und wurde abgesetzt.

28. April. Auf meine Frage nach seiner trübseligen Miene antwortete mir Sp. gestern, er und sein Mitwohner hätten vom Gesanglehrer jeder zwei Tatzten bekommen, weil sie die in dessen Abwesenheit Schwätzenden nicht aufgeschrieben. Ich liess die Klasse den Hergang und ihre Meinung darüber niederschreiben. Fast alle sind für die beiden Betroffenen voll Lob und Bewunderung, weil sie eine Kameraden zuge dachte Strafe auf sich nahmen. Einstimmig werden sie für ihre Aufopferung auf die Ehrentafel gesetzt. Und doch haben sie, wie einige bemerkten, ihre Pflicht vernachlässigt; denn sie wussten, dass Hr. X. Anzeige verlangte. Kollision der Pflichten. Bei mir ist Denunziation verpönt und unnötig, weil die niedere Gerichtsbarkeit der Klasse gehört, und ein von dieser gewählter Aufseher funktioniert; die Wochner sind Administrativbeamte und üben keine Aufsicht aus. Nach Übereinkunft mit dem Kollegen wird in Zukunft der Klassenaufseher die Ruhestörer notieren und, wenn verlangt, denunzieren. — Sp. hat ungeheissen die ganze Affäre in einem grossen und schönen Aufsatz nochmals behandelt und denselben der Klasse vorgelesen. — Ganz hübsch lässt sich an den zwei Arten Regiment, denen die Jungen unterstellt sind, die beschränkte und unbeschränkte Monarchie erläutern.

1. Mai. Ist heute nicht ein besonderer Tag? Schn.: Die Sozialdemokraten feiern den 1. Mai. A.: Sie halten einen Umzug ab. O.: Sie arbeiten nicht; sie feiern. P.: Heute ist der Arbeiterfeiertag. St.: Wie die Kirche Feiertage hat, so haben die Sozialdemokraten einen Weltfeiertag. J. M.: Die organisierte Arbeiterschaft feiert diesen Tag. Sie veranstaltet einen Umzug und geht in die Langen Erlen. A.: Die Sozialdemokraten wollen zeigen, wie sie aneinander hängen. D.: Die Sozialdemokraten möchten, dass alle Leute gleich viel Geld hätten, dass das Geld verteilt würde. (Sofort als Kohl abgetan.) M.: Sie feiern, damit sich noch andere an sie anschliessen und die Sozialdemokratie immer stärker werde. Schr.: Die Sozialdemokraten feiern den 1. Mai, weil dann ihre harte Zeit, der Winter, vorbei ist und sie wieder arbeiten können. Pl.: Sie wollen nicht mehr so lange arbeiten, weil die Maschinen viele brotlos machen und sie diesen wieder zu Arbeit verhelfen möchten. B.: Die Sozialdemokraten wollen, dass der 1. Mai zu einem gesetzlichen Feiertag werde. — Aufklärung: Vor 60 Jahren noch war die Arbeitszeit in den Fabriken 14 und mehr Stunden. Folge: Schädigung der Arbeitergesundheit und des Familienlebens. Deshalb 1878 eidgenössisches Fabrikgesetz mit dem Elfstundentag. Gegenwärtig ist dasselbe in Revision begriffen, und es wird voraussichtlich die Arbeitszeit auf zehn Stunden herabsetzen. Die sozialdemokratische Arbeiterschaft möchte aber eine Herabsetzung auf acht Stunden. Achtstundentag. Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Schlaf, acht Stunden Musse. An vielen Orten ist diese Arbeitszeit bereits durchgeführt; vielleicht kommt sie auch einmal bei uns zur Einführung. An jedem 1. Mai erinnern die organisierten Arbeiter, die, weil in Minderheit, diese Forderung nicht von sich aus durchzusetzen vermögen, an dieselbe, ebenso an die zweite des Völkerfriedens. Kein Krieg soll mehr geführt werden; die Völker sollen sich einander nähern und sich verbrüdern.

3. Mai. F. fehlt, weil er seine kranke Mutter pflegen muss. Eine Karte geht an ihn ab, worin seiner Mutter baldige Genesung gewünscht wird, damit er wieder erscheinen könne.

8. Mai. H., von seiner Blutvergiftung zu frühe aufgestanden, musste sich wieder legen. Sp., der ihn besucht hat, berichtet über den Patienten und bringt ihm heute Schweizerbilder. Die Klasse beschliesst, ihm einen Brief zu schreiben; 15 melden sich für Entwürfe.

11. Mai. Alle 15 hielten Wort und brachten gestern ihre Briefe an H. Ich sah sie durch und liess die vier besten abgehen. Damit hatte ich wieder einmal in die Rechte der Klasse eingegriffen, was mir denn auch deutlich gesagt wurde. Immer-

hin wurde eingesehen, dass die Verlesung und Prüfung zu viel Zeit in Anspruch genommen hätte und beschlossen, Durchsicht und Auslese in Zukunft dem Ausschuss zu übertragen. Die 15 kommen auf die Ehrentafel, ebenso Sp. und Pl. für je ein Bild, das sie zu der behandelten „Kapelle“ von Uhland zeichnen.

12. Mai. Letzten Sonntag wurden ein Strafgerichtspräsident und ein Zivilrichter vom Volke gewählt. Besprechung. Ihr verlangt, dass die Gesetze, die ihr euch selber gegeben, auch gehalten werden. Im Strafgesetz habt ihr einige Strafen für bestimmte Verstösse festgesetzt, und von eurem Aufseher verlangt ihr, dass er Übertretungen nach diesem Gesetz, welches dasjenige enthält, was euch recht und gut dünkt, bestraft. Er sorgt dafür, dass das Recht durchgesetzt werde. Er ist eine Art Richter, eben weil er Recht spricht. Vergehen, die im Strafgesetz nicht vorgesehen sind, beurteilt die ganze Klasse; sie auferlegt diejenigen Strafen, die ihr recht und billig scheinen. Sie bildet dann das Gericht; ihr Präsident ist Gerichtspräsident.

Auch die baselstädtische Gemeinschaft will, dass die Gesetze, die sie sich selber gegeben, gehalten, und dass Übertretungen nach ihrem Strafgesetz geahndet werden. Die ganze Gemeinschaft sollte eigentlich über die Gesetze wachen und die Schuldigen bestrafen. Weil dies unmöglich, wählt sie einige Vertreter als ihre Organe und beauftragt sie, Recht zu sprechen, zu richten: Richter. Staatsgenossen, die sich gegen ein Gesetz vergangen haben, kommen vor eines der vier Strafgerichte, das je aus dem Strafgerichtspräsidenten und vier Strafrichtern besteht. — Oft kommt es aber vor, dass zwei Bürger dasselbe Gesetz verschieden verstehen und so uneins werden, z. B. Mieter und Vermieter wegen Bezahlung einer Wohnungsreparatur. Beide glauben im Rechte zu sein, und weil sie sich nicht einigen können, überlassen sie die Entscheidung dem Richter, aber nicht dem Strafrichter; denn hier gibt es nichts zu strafen, sondern dem Zivilrichter. Vier Zivilgerichte, bestehend je aus dem Zivilgerichtspräsidenten und vier Zivilrichtern. — Was die verschiedenen Gesetze eines Kantons bestimmen, bildet zusammen sein gesetzliches Recht. Alle Gesetze unseres Kantons zusammen enthalten das baselstädtische Recht. Haben die Zürcher wohl genau dieselben Gesetze, wie die Baselstädter? Das zürcherische Recht weicht in manchen Punkten vom baselstädtischen ab, ebenso das bernische usw. — Die vom National- und Ständerat im Namen des Schweizervolkes beratenen Gesetze enthalten das schweizerische oder eidgenössische Recht oder Bundesrecht. Bundesgericht in Lausanne.

13. Mai. W. bittet in einer von ihm verfassten und von seinem Patron korrigierten Rede die Klasse um Verzeihung wegen zweimaliger Störung durch Fallenlassen der Federschachtel. — Sp. wird von der Klasse beauftragt, den kranken H. zu besuchen und ihm Bilder zu bringen.

14. Mai. Soll die Wochnerwahl schon morgen oder erst nach acht Tagen stattfinden, da die Wochner erst $4\frac{1}{2}$ Wochen ($\frac{1}{2}$ im letzten Schuljahre) im Amt, die Wahl aber alter Übung gemäss immer Samstags geschieht? Der Ausschluss schlägt durch B. vor, zuzuwarten. K. meint, man sollte sie morgen schon entlasten, weil sie aussergewöhnlich viel haben arbeiten müssen. Ms.: Wir könnten die neuen morgen wählen, sie aber ihr Amt erst Mittwochs antreten lassen, damit das Gesetz strenge erfüllt würde. K. siegt über den Ausschuss.

15. Mai. Wochnerwahl. Die Abtretenden werden für ihre ausserordentlichen Dienste auf die Ehrentafel geschrieben. Gewählt: F. und J. M. Wie hoch das Wochneramt geschätzt wird, zeigt sich auch diesmal wieder darin, dass der letztere, der beste Kopf der Klasse, der erste Chronist und spätere Dreier, in dasselbe gesetzt wird.

17. Mai. Sp. erstattet Bericht über seinen Besuch des kranken H.

19. Mai. Gestern brachte Hg. in einem Lädchen eine schöne Hummel und erzählte mir, wie er sie gefangen. Nachdem das Tierchen herumgezeigt war, munterte ich ihn auf, die interessante Hummeljagd in einem Aufsatz zu beschreiben. Heute schon bringt er diesen, drei enggeschriebene Seiten stark, und berichtet mir, er sei bis Mitternacht über seiner Arbeit geessen. Er verliert sie und empfängt warmes Lob für die prächtige Erzählung, die ich ihm nicht zugetraut hätte. Die

Klasse aber setzt ihn für den Genuss auf die Ehrentafel. — Manche heischen Blätter: auch sie haben ein ungewöhnliches kleines Erlebnis zu beschreiben.

Wir hatten eine Geburtstagsgratulation zum Gegenstand eines Klassenaufsatzes gemacht. Heute merkt man die Wirkung in der sehr guten Rede, womit Dreier B. den Kameraden W. zu seinem Geburtstag beglückwünscht.

M. und Sp., die heute Nachmittag den Patienten H. besuchen wollen, erhalten von der Klasse Auftrag, Grüsse und Genesungswünsche zu überbringen.

20. Mai. Sp. berichtet in seiner lebhaften und tüchtigen Weise über das Befinden H.s, der langsam der Genesung entgegengeht. Selbst Sp.s Violine musste herhalten, um dem Kameraden ein Stündchen angenehm zu machen. — Alles muss der Klasse dienen. Der Kranke, einer der tüchtigsten und liebenswürdigsten Schüler, ist infolge öftern, freundschaftlichen, liebe- und mitleidsvollen Erinnerns tatsächlich gegenwärtiger als je. Die Teilnahme an seiner Heimsuchung bringt einen warmen Ton in das Klassenleben und stärkt das Zusammengehörigkeitsgefühl.

Pl. bringt eine hübsche Federzeichnung der Helvetia unserer Nickelmünzen. In der griechischen Geschichte hatte ich u. a. auch die ludovisische Juno vorgezeigt und bemerkt, dass dieselbe in der besagten Helvetia nachgeahmt worden sei, dass wir also immer noch zehren von den Kunstschatzen der alten Griechen, dieser Lehrer der Schönheit. Das Bild wird herumgezeigt und der Verfasser in bekannter Weise geehrt.

22. Mai. Für besonders fleissige Chronikführung wird C. auf die Ehrentafel geschrieben. Dagegen stimmt Hg. und in seinem Gefolge K. Meine Nachfrage ergibt, dass die beiden sich veruneinigt. Sp. meint, der Präsident sollte versuchen, die Grollenden zu versöhnen. Bu.: Das ist keine rechte Kameradschaftlichkeit, wenn H. und K. gegen den Chronisten stimmen, weil sie zufällig mit ihm uneins sind. Präsident P. wünscht, dass die drei in einem Aufsatz die Entstehung ihres Zwistes beschreiben. Für die Anbahnung einer Versöhnung stimmen alle, für den Aufsatz die grosse Mehrheit.

R. kam gestern erst um 10 Uhr, weil er durch übereifriges Fussballspiel sich Magenweh zugezogen. Der Ausschuss beschäftigte sich mit der Angelegenheit; der Präsident setzte eine Rede auf, die er heute hält, und worin er R. bittet, in Zukunft seinen Spieleifer zu mässigen und das Interesse der Klasse nicht mehr zu verletzen. Er wird verhalten, seinen Fall in einem Aufsatz zu beschreiben. M. meint, auch O., der gestern wegen Fiebers heimgeschickt worden, sollte einen Aufsatz schreiben, bleibt aber ohne Unterstützung.

Unser Spaziergang wird uns heuer nach Liestal bringen, von wo aus heimgefahren werden wird. Kamerad F. erbot sich, seinen Vater zu ersuchen, sich nach der Fahrtaxe zu erkundigen. Obwohl mir dieselbe bereits bekannt war, nahm ich dankend an und erhielt dann Bericht. Der Ausschuss beriet, und jeder Dreier entwarf einen Dankbrief an Hrn. F. Heute bringen sie die Entwürfe, von denen zwei gut, der B.s zu weitschweifig ist. Namens des Ausschusses beantragt Bu., F.s Vater für den Dienst, den er der Klasse erwiesen, zu danken. Angenommen. Es wird Verlesung verlangt. B. bittet, sie auf Montag zu verschieben, um seinen Brief umarbeiten zu können. Bu. meint, es sei nach frühem Beschluss Sache des Ausschusses, den Besten auszuwählen. J. M.: Der Ausschuss hat nichts zu beschliessen; die Klasse beschliesst, nachdem der Ausschuss vorgeschlagen. Die Klasse will auch wissen, was an F.s Vater geschrieben wird. P.: Freilich besteht ein Klassenbeschluss über die Auswahl der besten Arbeit, aber nur für den Fall, dass so viele Entwürfe vorliegen, dass deren Verlesung zu viel Zeit erforderte. Hat man die Auswahl aber nur unter dreien zu treffen, so ist es besser, die Klasse entscheiden zu lassen. Einstimmiger Beschluss, die Briefe vorzulesen. Nach nochmaliger Bitte B.s wird aber die Verlesung auf Montag verschoben.

Ab. liessen die Lorbeeren H.s keine Ruhe. Er bringt heute und verliest eine lange und ziemlich gute Erzählung, wie er zur Verwundung seines Fingers kam. Das Gewünschte wird ihm zuteil: er kommt auf die Ehrentafel.

24. Mai. Die drei Briefe an Hrn. F. werden verlesen und als gut, derjenige des Präsidenten P. als der beste erfunden.

Der Brief wird auch als Klassenaufsatz behandelt, und es geht die Arbeit des besten Schreibers an die Adresse ab.

25. Mai. Ausflug nach Baselland und Solothurn. Vorbereitung und Ausführung wie letztes Jahr. Von Nuglar aus wurde eine Karte an den einzig abwesenden kranken H. gesandt.

27. Mai. Des Präsidenten Dank an die Vor- und Nachhut, die auch diesmal wieder gute Dienste geleistet. — R. berichtet über seinen und Sp.s Besuch H.s, der das Bett für kurze Zeit verlassen darf.

28. Mai. Präsident P. erinnert die Klasse an die morgende, wichtige Wahl des Chronisten und bittet, an geeignete Vorschläge zu denken. — G., der gestern die Wandtafel mit einem Strauss schmückte, verliest seinen freiwilligen Aufsatz: Wie ich zu meinen Blumen kam. Sein Humor bereitet der Klasse grosse Freude, und sie setzt ihn dafür auf die Ehrentafel. Ich bemerke: Wenn nur die Aneignung des Weissdornbüschels unbedenklich war! Im andern Fall hätte er wohl im Interesse, d. h. zur Freude der Klasse gehandelt, zugleich aber die Ehre derselben gefährdet.

P. hat wieder ein grosses und schönes Bild einer Bergkapelle gezeichnet, das vorgezeigt wird, und das ihm die bekannte Ehrung einträgt.

Casablanca-Affäre. Wie zwei Klassengemeinschaften, so können auch zwei Kantonsgemeinschaften in Streit geraten. Früher (alter Zürichkrieg) halfen sie sich selber; heute müssen sie sich aller bewaffneten Selbsthilfe enthalten und das Bundesgericht (interkantonales Gericht) in Lausanne anrufen, das vom Bunde eingesetzt worden. Geraten zwei Staaten in Fehde, so entschied bisher fast immer der Krieg; so 1870—71 zwischen Frankreich und Deutschland. Als diese beiden grossen Länder vor einigen Monaten wegen einer Affäre in Marokko wieder uneins wurden, griffen sie aus Furcht vor den Greueln und Schäden eines Krieges nicht zu den Waffen, sondern brachten ihren Streit vor das Schiedsgericht im Haag, das von den europäischen Staaten aufgestellt worden (internationales Schiedsgericht), und dieses erledigte letzter Tage den Zwist.

29. Mai. Chronistenwahl. Dem abtretenden C. wird für seine gute Führung der Klassendank ausgesprochen. Dagegen stimmen einzig Hg. und R., aber nur, weil sie sich mit C., ihrem Strassennachbar, veruneinigten. Ich zeige ihnen, dass die Gründe, warum sie C. zürnen, mit dessen Chronistentätigkeit nichts zu tun haben, dass sie unterscheiden müssen zwischen dem Privatjungen C. und dem Klassenbeamten C., zwischen Gasse und Klasse, Gassenleben und Klassenleben. Daraufhin erklärt zuerst R., nachher Hg., sie nehmen ihr Nein zurück und anerkennen gerne die Verdienste C.s um die Klasse. Also Einstimmigkeit. (Aufsatzstoff.) Neu war die Wahlempfehlung. Es fiel D. ein, gross auf die Wandtafel zu schreiben: Wählt als Chronisten Bg.! Dieser wurde denn auch mit knappem Mehr gewählt.

2. Juni. Geschichte. Vermittelt durch die Klassengemeinschaft kennen die Jungen nun einigermaßen die Staatsgemeinschaft, weshalb die Vergleichung Spartas mit Basel erfreulich ausfällt. Kriegerstaat — Volksstaat. Müssige Herren und ausgebeutete, misshandelte Sklaven — lauter freie, vor dem Gesetz gleiche, arbeitende Bürger. Verachtung nützlicher Arbeit — Arbeit Grundlage jeder Existenz. Heloten — Basler Arbeiter. Vertretung, resp. Ausübung der Staatsgewalten dort und hier. Adelsrepublik — wirkliche Demokratie. Abgeschlossenheit gegen das Ausland — inniger Verkehr mit demselben. Die Jugend in Sparta und Basel. Erziehung dort zu brutalen Kriegern und Herren, hier zu freien, arbeitstüchtigen, mild denkenden Bürgern und Milizen, deren Tüchtigkeit freilich auch Abhärtung des Körpers und Selbstbeherrschung voraussetzt. Wertung des Menschenlebens dort und hier. — Um es nicht zu vergessen: Als ich in der ersten Geschichtsstunde wissen wollte, wonach sie bei dem ihnen neuen Volk der Spartaner zuerst fragen, erhielt ich zu meiner Freude (von Sch.) als erste Antwort: Nach seiner Arbeit.

(Forts. folgt.)

Ferienkolonien. Zu einem Artikel über Ferienkolonien wären wir für Zustellung von Berichten über Ferienkolonien 1909 sehr dankbar.

